Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage zur

Deutschen Rundschau

Nr. 259. Bromberg, den 20. Dezember 1927.

Schiggi-Schiggi.

Abenteuer des Leo Parcus in den Urwäldern Boliviens.

Von Fritz Strauß.

(13. Fortsetzung.

Nahrungssorgen kennt man nicht in dieser Gegend. Diese Pampa hat einen Reichtum an Tieren, von dem man sich keinen Begriff macht. Ich bin auf Herden von wilden Rindern gestoßen, deren Zahl in die Tausende ging, und es ist sicher keine Übertreibung, wenn die Eingeborenen von solchen bis zu zehntausend berichten. Die Tiere sind verhältnismäßig scheu. Sie lassen einen nie mehr als dreißig Schritte herankommen und springen dann im Galopp davon. Bei Nacht sind sie, wie schon berichtet, sehr gefährlich und nehmen den Menschen an. Ich war ja zur Genüge gewitzigt und richtete mich danach.

Aber in der Wildnis lernt man nie aus. Das sollte ich in wenigen Tagen schon gründlich erfahren.

Es war um die Mittagszeit. Das Gras war so hoch, daß ich der besseren Orientierung halber es vorzog, auf dem Pferde zu bleiben. Streckenweise half selbst das nichts mehr. Denn trotz meiner erhöhten Lage konnte ich nicht über das Gewoge des Schilfes hinwegsehen, das über mir zusammenrauschte und mich in ein glutheißes, unentrinnbar scheinendes Gefängnis schloß. Wohl achtete ich mit peinlicher Sorgfalt auf die Richtung und nahm immer wieder den Kompaß zu Hilfe. Aber es wäre nicht das erstemal gewesen, daß mich die flimmernden Geister der Pampa in die Irre geführt. Ein banges Gefühl der Unsicherheit regte sich in mir, das mit jedem Schritt wuchs; wie ein Alp lastete die unheimliche Stille auf mir, und mit unsichtbaren Schattenhänden griff schauerschwer die Einsamkeit nach meinem Herzen. Nur nicht den Mut verlieren! Das Angesicht der Mutlosigkeit und das Angesicht des Todes sind in der Wildnis eines. Ich biß die Zähne zusammen und ritt weiter. Schon nach ganz kurzer Zeit atmete ich befreit auf. Das Gras wurde niedriger und nahm eine dunkelgrüne Farbe an. Ich mußte in der Nähe eines Arroyo sein.

Da dringt mit einem Male ein fürchterlicher Lärm an mein Ohr, der rasch näher kommt: Chanchos di tropa! Wildschweine! Ein ausgezeichnetes und billiges Mittagessen. Schußbereit liegt die Flinte im Arm. Ein jähes Aufrauschen des Grases — ein dumpf dröhnendes Getrampel —, und jetzt bricht die Herde auf bequeme Schußweite hervor. Der Eber voran. Kolossale Tiere. „Leo, das gibt ein paar nette Hauer für die Sammlung!"

Piff — paff — piff — paff! Lustig knallt die Rifle, und etliche Kapitale wälzen sich auf der Erde. Aber ehe ich mich versehe, macht die ganze Gesellschaft urplötzlich eine Hakenschwenkung, wie sie keine Besichtigungsschwadron glänzender gekonnt hätte und rast in Karriere auf mich los. Nicht minder eilig reißen gleichzeitig die beiden Mulas aus. Ich fühle instinktiv die Todesgefahr, in der ich schwebe und gebe meinem Pferd die Sporen. Einen Baum, einen Baum! Ein Königreich für einen Baum! Aber Bäume sind hier selten und am seltensten, wenn man sie braucht. In wildem Galopp geht es planlos in die Pampa hinein. Die ergrimmten Wildschweine tosen unter ohrenbetäubendem Gequire und Geschrei, aus dem das Gewetze der Hauer schrillt, hinter mir her. Pferde sind flüchtiger als die Mulas. Das kommt mir hier zustatten. Aber sie sind bedeutend weniger ausdauernd. Das kann mir hier zum Verderben werden. Weit und breit kein Baum! Ich hebe mich im Sattel und lege mich dem Tier auf den Hals. Vorwärts, Amigo! Vorwärts!

Ein rascher Blick nach rückwärts schafft mir die Beruhigung, daß der Abstand zwischen mir und meinen Verfolgern sich eher vergrößert als verkleinert. Aber was nützt mir das, wenn nicht bald ein Baum kommt! Mein treuer Caballo gibt her, was er in sich hat, aber ich merke bei jedem Galoppsprung, wie seine Kräfte schwinden und die Schnelligkeit sich verringert. Ich hänge nur mehr auf dem Sattel, wie ein Rennreiter beim Finish, und wage es nicht mehr umzuschauen. Das immer heftiger anschwellende Geschrei der rasenden Herde sagt mir genug und ich weiß es mit untrüglicher Sicherheit: In spätestens drei Minuten ist das Spiel verloren. — Nein! Nicht verloren! Keine zehn Galoppsprünge vor mir ragt eine einzelne Baumkrone hoch über das Gras. Ein letzter Sporenhieb — ein Vorreißen des Pferdes —, und ich springe aus dem Sattel und klettere auf den Baum, indes mein Caballo, von einem gewohnheitsmäßigen Schlag begleitet, auf eigene Faust das Weite sucht.

Es war die allerhöchste Zeit. Ich sitze noch auf keinem Ast, da kommen die Verfolger auch schon angetobt und umringen mit einem Höllenlärm den Baum. Ich drehe mir eine Zigarette und betrachte von meinem sicheren, sogar ein wenig schattigen Plätzchen aus gemütlich die irrsinnige Gesellschaft. „Meinetwegen könnt ihr jetzt brüllen, bis ihr platzt!"

Das scheint aber nicht in ihrer Absicht gelegen zu sein. Nach einer Viertelstunde beruhigen sie sich und legen sich nieder. Das kommt mir verdächtig vor. Man merkt die Absicht und wird verstimmt. Na, denn in Gottes Namen! Ich habe ja Zeit und kann warten. Und ich warte. Zum Vertreiben der Langeweile beginne ich die Stücke zu zählen. Bei der Zahl Tausend höre ich auf. Das mag so gut die Hälfte sein. Nach einer geschlagenen Stunde wird mir die Geschichte zu dumm. Ich kann doch nicht bis zum jüngsten Tag auf dem Baum sitzen und Wildschweine anglotzen! — Diplomatische Verhandlungen zeitigen oft ungeahnte Erfolge. Ich entsichere meine Rifle und knalle mal so ein Dutzend Schüsse in die Blockadeteilnehmer hinein. Bei dieser Gelegenheit komme ich zur Erkenntnis, daß ich mich zur diplomatischen Laufbahn nicht eigne. Die Wildschweine springen auf und erheben von neuem ein wutentbranntes, infernalisches Geheul. Das ist aber auch alles. Dann muß ich noch weiter ein und eine halbe Stunde warten, bis sich endlich das alte Sprichwort bewahrheitet: Der Gescheitere gibt nach. Von sichtlichem Groll erfüllt, brechen die Chanchos auf und verziehen sich grunzend in die Pampa. Ich traue dem Landfrieden zunächst gar nicht und lasse noch eine geraume Zeit verstreichen, ehe ich von meinem unfreiwilligen Aussichtspunkt Abschied nehme. Dann pürsche ich mich mit gewaltiger Vorsicht an den Arroyo und erlebe die freudige Überraschung, Pferd, Mulas und Hunde dort anzutreffen.

Ich bin noch mancher Wildschweinherde auf diesem Ritt begegnet. Angeschossen habe ich wohlweislich keine mehr und mich lieber an einzeln streifende Tiere gehalten. Erst später habe ich den Grund meiner mißglückten Saujagd erfahren. Man darf niemals die vordersten Tiere, sondern immer nur die letzten einer Herde abschießen. Sobald sie nämlich sieht, daß die Führer fallen, geht sie zum Angriff über.

Mein Lagerplatz entschädigt mich reichlich für die Strapazen dieses Tages, und ich strecke mich behaglich der Länge nach aus, den Sattel als Kopfkissen gerichtet, willens, einen festen Schlaf zu tun. Allerdings nicht fest im landläufigen Sinn der Heimat. Dort hatte ich die Gabe, wie ein Sack zu schlafen und mich durch nichts in dieser Beschäftigung stören zu lassen. Das gewöhnt man sich in der Wildnis bald ab, besonders wenn man allein ist. Das leiseste Geräusch bringt mich zum Erwachen. Man wird feinhörig wie ein Tier. Den Luxus der Schlaftrunkenheit darf man sich nicht leisten. Der Übergang vom Schlaf und Traum zum Bewußtsein muß augenblicklich vonstatten gehen. Augen auf — und die Büchse anschlagbereit. Das Leben hängt oftmals nur an Sekunden. Ein Beispiel hierfür:

In der folgenden Nacht fand ich in der Nähe meines Arroyo ein kleines typisches Pampabäumchen. Der Platz war im Umkreis mehrerer Meter vollständig frei von Gras und bretterhart. Ich konnte mir diese seltsame Erscheinung nicht erklären und untersuchte eingehend den Boden und die nächste Umgebung. Mein erster Gedanke war: Hier haben Menschen gelagert. Aber nicht der geringste weitere Anhaltspunkt bot sich für diese Annahme. Kein Stückchen Holz, keine Spur einer Feuerstelle, kein abgemähter Halm. Also Menschen sind es doch nicht gewesen. Damit war aber auch meine Weisheit zu Ende. Ich gab es auf, mir unnütz den Kopf zu zerbrechen und war froh, ein so prächtiges Plätzchen gefunden zu haben, das wie geschaffen zum Nächtigen war. Für alle Fälle ließ ich mehrere Stunden nach Einbruch der Nacht vergehen und lauschte gespannt auf alle Geräusche. Dann suchte ich noch meine Reittiere auf, die friedlich in der Nähe des Arroyo lagen, ging in einem großen Bogen um mein Bäumchen herum und legte mich schlafen. Es war alles in schönster Ordnung.

Mit einem Male weckt mich ein leises Rauschen des Grases. Ich richte mich auf und greife zur Rifle. Die Schädel gesenkt, die Schwänze hoch gestellt, traben erregt zwei Stiere auf mich zu. Ihre Leiber wachsen im fahlen Mondlicht ins Riesenhafte. Zwei Schüsse knallen kurz hintereinander — da liegen sie! Der Teufel soll euch holen!

Keine zehn Minuten vergehen, da kommen wieder zwei. Genau so wie die ersten. Der vorderste fällt wieder unter meiner Kugel, der hinterste schnuppert in der Luft und galoppiert ab. Ein schönes Plätzchen hast du dir da herausgesucht, Leo! Das muß man wirklich sagen. Ob das die ganze Nacht so weiter geht? Dem Anscheine nach unbedingt. Nach einer weiteren Viertelstunde erscheint das dritte Pärchen auf der Bildfläche. Sie kommen aber nicht mehr so nahe. Sobald sie den Blutgeruch der erschossenen Tiere in der Nase haben, machen sie kehrt und jagen davon. Mir ist inzwischen längst ein Licht aufgegangen. Um das kleine Bäumchen herum ist der Kampfplatz der Stiere, und ich wundere mich nicht mehr über den glatt gestampften, zertrampelten Boden — und danke meinem Schöpfer, daß ich nicht zwei Sekunden später das verdächtige Geräusch gehört habe.

Meine Freunde, denen ich diese Geschichte erzählt habe, richteten am Schluß immer die Frage an mich: „Ja, mein Gott, Menschenkind, warum bist du denn nicht wo anders hingegangen?"

Und allen habe ich mit dem gleichen Satz geantwortet: „Weil's mir halt so gut gefallen hat auf meinem Platzerl."

Das soll kein Witz und keine alberne Redensart sein. Ebensowenig hat es mit lächerlicher Prahlerei zu tun. Es ist reine ungeschminkte Wahrheit, und ich müßte lügen, wenn ich etwas anderes als Grund angeben sollte. Ich habe mehr wie einmal auf Abenteuern mit anderen zusammen die Beobachtung gemacht, daß man den einmal gewählten Lagerplatz nicht um alles in der Welt preisgibt und lieber zuerst noch einem Tiger auf den Leib rückt.

Warum das so ist? — Das läßt sich mit Worten nicht erklären. Es ist reine Gefühlssache, und ich bin mit bestem Willen nicht in der Lage, diese Frage stichhaltig und logisch zu begründen. Die meisten schütteln den Kopf und denken sich im stillen: Eine Marotte! — Es ist ihr gutes Recht. Es gibt aber auch Menschen, die mir erwiderten: „Das kann ich gut verstehen."

*

Seit dem traurigen Ende meines Mosso sind schon eine Reihe von Tagen mit der Sonne versunken. Schweres liegt hinter mir; was noch kommen wird deckt das Schicksal mit Schleiern, die Menschenhände nicht lüften. Oft habe ich deiner gedacht, Alfonso, und gewünscht, du möchtest mir zur Seite sein wie einst, getreuer Gefährte in Glück und Not. Und wäre es nur, um einmal wieder deine Stimme zu hören und deine Gestalt neben mir zu sehen. — Halbe Tage sind wir manchmal zusammen geritten und gewandert in Schweigen. Worte verhallen wie Adlerschrei aus ferne blauender Luft und welken dahin wie durstige Blumen. Was sind Worte inmitten der stummen Majestät dieser Wildnis! Aber zu wissen, daß einer um dich ist, ein Mensch, gleich dir, daß eine Stimme Antwort geben wird, wenn die deine fragt — das ist es. Das ganz allein. Und das alles ist vorüber, seit ich dich verlor. Vorüber — — vorüber! Nur meine Gedanken kreisen immer wieder über der todesumrauschten Einsamkeit eines weltverlorenen Ufers.

*

Ich habe noch nie in meinem Leben so stark die ungeheueren Kräfte gespürt, die uns Menschen innewohnen, als in der Zeit, da ich vollkommen allein auf mich gestellt war. Soweit es sich um rein physische Kräfte handelt, dürfte das nicht wundernehmen. Es ergibt sich aus der Lage der Dinge ganz von selbst und ist eben der aufs höchste gesteigerte Selbsterhaltungstrieb. Ich denke mehr an die Fähigkeit, sich den jeweiligen Verhältnissen anzupassen und die verschiedenartigen Eindrücke seiner Umgebung in sich aufzunehmen und zu verarbeiten. Der Aufenthalt in der Pampa steht unter dem Zeichen des Wechsels der Szenerie. Man ist auf Schritt und Tritt von Gefahren umringt, die in den meisten Fällen überraschend in Erscheinung treten und dauernd ein anderes Gesicht zeigen. Der Eingeborene, von Jugend auf an die Wildnis gewöhnt und mit viel differenzierteren Sinnen ausgestattet, ist ihnen bedeutend mehr gewachsen wie der Europäer. Dutzende Male hatte ich Gelegenheit, die Probe aufs Exempel zu machen. Mein Mosso hatte längst die Gefahr gewittert, während ich ihr noch ahnungslos entgegen ging. Seit ich allein bin, hat sich das von Grund auf geändert. Meine Sinne sind wacher geworden und schärfer. Tausendfach sind die Geräusche, die aus dem unübersichtlichen Gewoge der Pampa das Ohr erreichen. Sie aufzuzählen, würde Seiten dieses Buches füllen. Von dem Vermögen, sie richtig zu unterscheiden, von hundert belanglosen das eine Gefahrdrohende herauszuhören, hängt sehr häufig Sein oder Nichtsein ab. Die Tage ohne meinen Mosso haben mich diese Kunst gelehrt. Es ist ein Gefühl in meinem Unterbewußtsein rege geworden, das wie eine unsichtbare Hand schützend über mir ruht, das mich mit untrüglicher Sicherheit warnt, wenn der Tod im Verborgenen lauert, das mir den rechten Weg weist, wenn ich bange um das: Wohin? Ein Gefühl, für das ich nur einen Namen habe: tierischer Instinkt.

Das Seltsamste aber ist dies: In gleichem Maße, wie sich die Intensität der Sinne vertieft, wächst die Gabe, die wunderbare Mannigfaltigkeit der Natur in ihrer letzten Größe zu erfassen. Sie hebt uns zu sich empor, weit empor über die Engen unseres Menschentums und haucht eine Spur ihres göttlichen Webens in uns, bis wir eins sind mit ihr. Der schillernde Arara, in dessen Flügeln die Sonne spielt, die Schlange, deren bronzefarbener Leib sich um einen Stamm ringelt, der Baum, der seine Krone dem Licht entgegenträgt, der Himmel, blau bis in die tiefsten Tiefen, die Pampa, die grenzenbefreit irgendwo im Nichts verrinnt — jeden Tag entdecke ich sie neu, und jeden Tag werden sie mir zu einem neuen, unbeschreiblichen Erleben. Dann stehe ich bezwungen vor dieser Welt von Wundern und fühle mich winzig wie der Grashalm, den mein Fuß zertritt — und riesenhaft groß zugleich. Der einzige Mensch in dieser uferlosen Gotteseinsamkeit.

(Fortsetzung folgt.)

Erwartung.

Es steht der Wald im Schweigen,
Und jede Tanne lauscht,
Ob nicht ein Spiel von Geigen
Vom Himmel niederrauscht.

Und manchmal hebt zu singen
Der Wind gar lieblich an.
Und leise Glocken klingen
Im Tale dann und wann.

Es zittert ein Verlangen
Aus allen Zweigen sacht.
Und alle Sterne prangen
So seltsam in der Nacht.

Franz Cingia.

Lichtenstein.

Roman von Wilhelm Hauff.

(14. Fortsetzung.)

14.

Es ziehen vom Schwabenbunde
Die Jäger durchs Gefild,
Sie spüren in die Runde
Nach einem Fürstenwild.

G. Schwab.

Der junge Mann ergab sich in sein Schicksal und suchte Zerstreuung in der lieblichen Aussicht die sich noch bei weitem herrlicher seinen Augen öffnete, als ihn der Bauer etwa fünfzig Schritte höher geführt hatte. Sie standen auf einer Felsenecke, die einen schönen Ausläufer der Schwäbischen Alb begrenzte. Ein ungeheures Panorama breitete sich vor den erstaunten Blicken Georgs aus, so überraschend, von so lieblichem Schmelz der Farben, von so erhabener Schönheit, daß seine Blicke eine geraume Zeit wie entzückt daran hingen. Und wirklich, wer je mit reinem Sinn für Schönheiten der Natur, — ohne himmelhohe Alpen, ohne Täler wie das Rheingau zu suchen, — die Schwäbische Alb bestiegen hat, der wird die Erinnerung eines solchen Anblickes zu den lieblichsten zählen.

Man denke sich eine Kette von Gebirgen, die von der weitesten Entfernung, dem Auge kaum erreichbar, durch alle Farben einer herrlichen Beleuchtung, von sanftem Grau durch alle Nuancen von Blau, am Horizont sich hinzieht, bis das dunkle Grün der näherliegenden Berge mit seinem sanften Schmelz die Kette schließt. Auf diesen Gipfeln eines langen Gebirgsrückens erkennt das Auge Schlösser und Burgen ohne Zahl, die wie Wächter auf diese Höhen sich lagern und über das Land hinschauen. Jetzt sind ihre Türme zerfallen, ihre stattlichen Tore sind gebrochen, den tiefen Burggraben füllen Trümmer und Moos, und die Hallen, in welchen sonst laute Freude erscholl, sind verstummt; aber damals, als Georg auf dem Felsen von Beuren stand, ragten ihrer viele noch fest und herrlich; sie breiteten sich wie eine undurchbrochene Schar gewaltiger Männer zwischen den Heldengestalten von Staufen und Hohenzollern aus.

„Ein herrliches Land, dieses Württemberg!" rief Georg, indem sein Auge von Hügel zu Hügel schweifte. „Wie kühn, wie erhaben diese Gipfel und Bergwände, diese Felsen und ihre Burgen! Und wenn ich mich dorthin wende gegen die Täler des Neckars, wie lieblich jene sanften Hügel, jene Berge mit Obst und Wein besetzt, jene fruchtbaren Täler mit schönen Bächen und Flüssen, dazu ein milder Himmel und ein guter, kräftiger Schlag von Menschen!"

„Ja," fiel der Bauer ein, „es ist ein schönes Land; doch hier oben will es noch nicht viel sagen, aber was so unter Stuttgart ist, das wahre Unterland, Herr! da ist es eine Freude, im Sommer oder Herbst am Neckar hinab zu wandeln; wie da die Felder so schön und reich stehen, wie der Weinstock so dicht und grün die Berge überzieht, und wie Nachen und Flöße den Neckar hinauf und hinabfahren, wie die Leute so fröhlich an der Arbeit sind, und die schönen Mädchen singen, wie die jungen Lerchen!"

Wohl sind jene Täler an der Rems und dem Neckar schöner", entgegnete Georg; „aber auch dieses Tal zu unsern Füßen, auch diese Höhen um uns her haben eigenen, stillen Reiz. Wie heißen jene Burgen auf den Hügeln? Sprich, wie heißen jene fernen Berge?"

Der Bauer überblickte sinnend die Gegend und zeigte auf die hinterste Bergwand, die dem Auge kaum noch sichtbar aus den Nebeln ragte. „Dort hinten, zwischen Morgen und Mittag ist der Roßberg; in gleicher Richtung herwärts, jene vielen Felsenzacken sind die Höhen von Urach. Dort, mehr gegen Abend, ist Achalm, — nicht weit davon, doch könnt Ihr ihn hier nicht sehen, liegt der Felsen von Lichtenstein."

„Dort also", sagte Georg stille vor sich hin, und sein Auge tauchte tief in die Nebel des Abends, „dort, wo jenes Wölkchen in der Abendröte schwebt, dort schlägt ein treues Herz für mich; jetzt auch steht sie vielleicht auf der Zinne ihres Felsens und sieht herüber in diese Welt von Bergen, vielleicht nach diesem Felsen hin. O, daß die Abendlüfte dir meine Grüße brächten, und jene rosigen Wolken dir meine Nähe verkündeten!"

„Weiter hin, Ihr sehet doch jene scharfe Ecke, das ist die Teck; unsere Herzoge nennen sich Herzoge von Teck, es ist eine gute feste Burg; wendet Eure Blicke hier zur Rechten, jener hohe, steile Berg war einst die Wohnung berühmter Kaiser, es ist Hohenstaufen."

„Aber wie heißt jene Burg, die hier zunächst aus der Tiefe emporsteigt?" fragte der junge Mann; „sie nur, wie sich die Sonne an ihren hellen weißen Wänden spiegelt, wie ihre Zinnen in goldenen Duft zu tauchen scheinen, wie ihre Türme in rötlichem Lichte erglänzen."

„Das ist Neuffen, Herr! Auch eine starke Feste, die dem Bunde zu schaffen machen wird."

Die Sonne des kurzen, schönen Märztages begann während dieses Zwiegesprächs der Wanderer hinab zu sinken. Die Schatten des Abends rollten dunkle Schleier über das Gebirge und verhüllten dem Auge die fernen Gipfel und Höhen. Der Mond kam bleich herauf und überschaute sein nächtliches Gebiet. Nur die hohen Mauern und Türme von Neuffen rötete die Sonne noch mit ihren letzten Strahlen, als sei dieser Felsen ihr Liebling, von welchem sie ungern scheide. Sie sank, auch diese Mauern hüllten sich in Dunkel, und durch die Wälder zog die Nachtluft, geheimnisvolle Grüße flüsternd, dem heller strahlenden Mond entgegen.

„Jetzt ist die wahre Tageszeit für Diebe und für flüchtige Reisende wie wir", sagte der Bauer, indem er des Junkers Pferd aufzäumte; sei es noch um eine Stunde, so ist die Nacht kohlschwarz, und dann soll uns, bis die Sonne wieder aufgeht, kein bündischer Reiter aufspüren!"

„Glaubst du, es habe Gefahr?" sagte Georg, indem er seine Hand nach dem Helm ausstreckte und das dünne Barett abnahm. „Meinst du nicht, wir sollten uns besser wappnen?"

„Laßt hängen, Junker", rief der Bauer lachend, „solch eine Sturmhaube ist an sich schon kalt und gibt in einer frischen Nacht nicht sehr warm; laßt immer Euer Barett sitzen; in dieser Gegend suchen sie den Herzog nicht, und sollten sie kommen, wir zwei fürchten ihrer viere nicht."

Der junge Mann ließ zögernd seinen schönen Helm am Sattelknopf hängen, er schämte sich, weniger Mut zu zeigen als sein Begleiter, der unberitten, nur durch eine dünne lederne Mütze geschützt und mit einer einfachen Axt schlecht bewaffnet war. Er schwang sich auf. Sein Führer ergriff die Zügel des Rosses und schritt voran den Berg hinab.

„Du meinst also", fragte Georg nach einer Weile, „bis hierher werden sich die bündischen Reiter nicht wagen?"

„Es ist nicht wohl möglich", antwortete der Pfeifer, „Neuffen ist ein starkes Schloß und hat gute Besatzung: sie werden es zwar in kurzer Zeit mit Heeresmacht belagern, aber Gesindel wie die Handvoll Reiter des Truchseß, wagt sich doch nicht in die Nähe einer feindlichen Burg."

„Schau! Wie hell und schön der Mond scheint", rief der Jüngling, der, noch immer erfüllt von dem Anblick auf dem Berge, die wunderlichen Schatten der Wälder und Höhen, die hellglänzenden Felsen betrachtete; „sieh, wie die Fenster von Neuffen im Mondlicht schimmern!"

„Es wäre mir lieber, er schiene heute nacht nicht", entgegnete sein Führer, indem er sich zuweilen besorgt umsah; „dunkle Nacht wäre besser für uns, der Mond hat schon manchen braven Mann verraten. Doch jetzt steht er gerade über dem Reissenstein, wo der Riese gewohnt hat; es kann nicht mehr lange dauern, so ist er dahinter."

„Was schwatzst du da von einem Riesen, der auf dem Reissenstein gewohnt hat?"

„Ja, dort hat vor langer Zeit ein Riese gewohnt,*) das hat seine Richtigkeit: dort über dem Berg, gerade wo jetzt der Mond steht, liegt ein Schloß, das heißt der Reissenstein; es gehört jetzt den Helfensteinern; es liegt auf jähen Felsen, weit oben in der Luft, und hat keine Nachbarschaft, als die Wolken und bei Nacht den Mond. Geradeüber von der Burg, auf einem Berge, worauf jetzt der Heimenstein steht, liegt eine Höhle, und darinnen wohnte vor alters ein Riese. Er hatte ungeheuer viel Geld, und hätte herrlich und in Freuden leben können, wenn es noch mehr Riesen und Riesinnen außer ihm gegeben hätte. Da fiel es ihm ein, er wolle sich ein Schloß bauen, wie es die Ritter haben auf der Alb. Der Felsen gegenüber schien ihm gerade recht dazu.

Er selbst aber war ein schlechter Baumeister; er grub mit den Nägeln haushohe Felsen aus der Alb, und stellte sie aufeinander, aber sie fielen immer wieder ein und wollten kein geschicktes Schloß geben. Da legte er sich auf den Beurener Felsen und schrie ins Tal hinab nach Handwerkern; Zimmerleute, Maurer und Steinmetze, Schlosser, alles solle kommen und ihm helfen, er wolle gut bezahlen.

Man hörte sein Geschrei im ganzen Schwabenland, vom Kocher hinauf bis zum Bodensee, vom Neckar bis an die Donau, und überall her kamen die Meister und Gesellen,

---

*) Diese Sage erzählt G. Schwab, der treue, freundliche Wegweiser über die Schwäbische Alb. Er hat sie in einer Romanze: „Der Bau des Reissensteins" der Nachwelt aufbehalten. Anm. Hauffs.

um dem Riesen das Schloß zu bauen. — Reitet aus dem Mondschein, Junker, hierher in den Schatten, Euer Harnisch glänzt wie Silber und könnte leicht den Spürhunden in die Augen glänzen!

Nun, um wieder auf den Riesen zu kommen, so war es lustig anzusehen, wie er vor seiner Höhle im Sonnenschein saß und über dem Tal drüben auf dem hohen Felsen sein Schloß bauen sah; die Meister und Gesellen waren flink an der Arbeit und bauten, wie er ihnen über das Tal hinüber zuschrie; sie hatten allerlei fröhlichen Schwank und Kurzweil mit ihm, weil er von der Bauerei nichts verstand. Endlich war der Bau fertig, und der Riese zog ein und schaute aus dem höchsten Fenster aufs Tal hinab, wo die Meister und Gesellen versammelt waren, und fragte sie, ob ihnen das Schloß gut anstehe, wenn er so zum Fenster herausschaue. Als er sich aber umsah, ergrimmte er, denn die Meister hatten geschworen, es sei alles fertig, aber an dem obersten Fenster, wo er heraussah, fehlte noch ein Nagel.

Die Schlossermeister entschuldigten sich und sagten: es habe sich keiner getraut, vors Fenster hinaus in die Luft zu sitzen und den Nagel einzuschlagen. Der Riese aber wollte nichts davon hören, sondern zahlte den Lohn nicht aus, bis der Nagel eingeschlagen sei.

Da zogen sie alle wieder in die Burg, die wildesten Burschen vermaßen sich hoch und teuer, es sei ihnen ein Geringes, den Nagel einzuschlagen; wenn sie aber an das oberste Fenster kamen und hinausschauten in die Luft und hinab in das Tal, das so tief unter ihnen lag, und ringsum nichts als Felsen, da schüttelten sie den Kopf und zogen beschämt ab. Da boten die Meister zehnfachen Lohn, wer den Nagel einschlage, und es fand sich lange keiner.

Nun war ein flinker Schlossergeselle dabei, der hatte die Tochter seines Meisters lieb, und sie ihn auch, aber der Vater war ein harter Mann und wollte sie ihm nicht zum Weibe geben, weil er arm war. Der faßte sich ein Herz und dachte, er könne hier seinen Schatz verdienen oder sterben; denn das Leben war ihm entleidet ohne sie; er trat vor den Meister, ihren Vater, und sprach: Gebt Ihr mir Eure Tochter, wenn ich den Nagel einschlage? Der aber gedachte seiner auf diese Art los zu werden, wenn er auf die Felsen hinabstürze und den Hals breche, und sagte ja.

Der flinke Schlossergeselle nahm den Nagel und seinen Hammer, sprach ein frommes Gebet und schickte sich an, zum Fenster hinauszusteigen und den Nagel einzuschlagen für sein Mädchen. Da erhob sich ein Freudengeschrei unter den Bauleuten, daß der Riese vom Schlaf aufwachte und fragte, was es gebe. Und als er hörte, daß sich einer gefunden habe, der den Nagel einschlagen wolle, kam er, betrachtete den jungen Schlosser lange und sagte: Du bist ein braver Kerl und hast mehr Herz als das Lumpengesindel da; komm, ich will dir helfen. Da nahm er ihn beim Genick, daß es allen durch Mark und Bein ging, hob ihn zum Fenster hinaus in die Luft und sagte: Jetzt hau' drauf zu! Ich lasse dich nicht fallen.

Und der Knecht schlug den Nagel in den Stein, daß er fest saß; der Riese aber küßte und streichelte ihn, daß er beinahe ums Leben kam, führte ihn zum Schlossermeister und sprach: Diesem gibst du dein Töchterlein. Dann ging er hinüber in seine Höhle, langte einen Geldsack heraus, und zahlte jeden aus bei Heller und Pfennig. Endlich kam er auch an den flinken Schlossergesellen; zu diesem sagte er: Jetzt gehe heim, du herzhafter Bursche, hole deines Meisters Töchterlein und ziehe ein in diese Burg, denn sie ist dein.

Des freuten sich alle; der Schlosser ging heim, und —"

„Horch! Hörtest du nicht das Wiehern von Rossen?" rief Georg, dem es in der Schlucht, die sie durchzogen, ganz unheimlich wurde. Der Mond schien noch hell, die Schatten der Eichen bewegten sich, es rauschte im Gebüsch, und oft wollte es ihm bedünken, als sehe er dunkle Gestalten im Wald neben sich hergehen.

Der Pfeifer von Hardt blieb stehen, ungeduldig, daß ihn der Junker nicht bis zum Ende erzählen lasse: „Es kam mir vorhin auch so vor, aber es war der Wind, der in den Eichen ächzt, und der Schuhu schrie im Gebüsch. Wären wir nur das Wiesental noch hinüber, da ist es offen und hell wie bei Tag; jenseits fängt der Wald wieder an, da ist es dann dunkel und hat keine Not mehr. Gebt Eurem Braunen die Sporen und reitet Trab über das Tal hin, ich laufe neben Euch her."

„Warum denn jetzt auf einmal Trab?" fragte der junge Mann. „Meinst du, es habe Gefahr? Gestehe nur, nicht wahr, du hast sie auch gesehen, die Gestalten im Wald, die neben uns herschlichen? Glaubst du, es sind Bündische?"

„Nun ja," flüsterte der Bauer, indem er sich umsah, „mir war es auch, als ob uns jemand nachschleiche; drum sputet Euch, daß wir aus dem verdammten Hohlweg herauskommen, und dann im Trab über das Tal hinüber, weiterhin hat es keine Gefahr."

Georg machte sein Schwert locker in der Scheide und nahm die Zügel seines Rosses kräftiger in die Faust. Schweigend zogen sie die Schlucht hinab, beleuchtet von so hellem Mondschein, daß der junge Mann jeden Zug seines Gefährten erkennen konnte, und deutlich sah, daß er seine Axt auf die Schulter nahm, und ein Messer, das er im Wams verborgen hatte, herauszog und in den Gürtel steckte.

Sie wollten eben am Ausgang des Hohlweges in das Tal einbiegen, da rief eine Stimme im Gebüsch: „Das ist der Pfeifer von Hardt, drauf Gesellen, der dort auf dem Roß muß der Rechte sein!"

„Fliehet, Junker, fliehet!" rief sein treuer Führer und stellte sich mit seiner Axt zum Kampf bereit; doch Georg zog sein Schwert, und in demselben Augenblick sah er sich von fünf Männern angefallen, während sein Gefährte schon mit drei anderen im Handgemenge war.

Der enge Hohlweg hinderte ihn, sich seiner Vorteile zu bedienen, und zur Seite auszuweichen. Einer packte die Zügel seines Rosses, doch in demselben Augenblicke traf ihn Georgs Klinge auf die Stirne, daß er ohne Laut niedersank; doch die anderen, wütend gemacht durch den Fall ihres Genossen, drangen noch stärker auf ihn ein und riefen ihm zu, sich zu ergeben; aber Georg, obgleich er schon am Arm und Fuß aus mehreren Wunden blutete, antwortete nur durch Schwerthiebe.

„Lebendig oder tot," rief einer der Kämpfenden, „wenn der Herr Herzog nicht anders will, so mag er's haben." Er rief's, und in demselben Augenblick sank Georg von Sturmfeder, von einem schweren Hieb über den Kopf getroffen, nieder. In tödlicher Ermattung schloß er die Augen, er fühlte sich aufgehoben und weggetragen, und hörte nur das grimmige Lachen seiner Mörder, die über ihren Fang zu triumphieren schienen.

Nach einer kleinen Weile ließ man ihn auf den Boden nieder, ein Reiter sprengte heran, saß ab und trat zu denen, die ihn getragen hatten. Georg raffte seine letzte Kraft zusammen, um die Augen noch einmal zu öffnen. Er sah ein unbekanntes Gesicht, das sich über ihn beugte. „Was habt ihr gemacht?" hörte er rufen. „Dieser ist es nicht, ihr habt den Falschen getroffen. Macht, daß ihr fort kommt, die von Neuffen sind uns auf den Fersen." Matt zum Tode schloß Georg sein Auge, nur sein Ohr vernahm wilde Stimmen und das Geräusch von Streitenden, doch auch dieses zog sich ferne; feuchte Kälte drang aus dem Boden des Wiesentales und machte seine Glieder erstarren, aber ein süßer Schlummer senkte sich auf den Verwundeten herab, und mit dem letzten Gedanken an die Geliebte entschwanden seine Sinne.

(Fortsetzung folgt.)

Bunte Chronik

* **Der Fingerspitzen-Doppelgänger.** In einem großen Londoner Kaufhaus war vor einiger Zeit ein Einbruch begangen worden. Der Täter hatte, um zur Stätte seiner Wirksamkeit zu gelangen, eine Fensterscheibe zertrümmert und auf dieser einige Fingerabdrücke hinterlassen; kürzlich nun war ein Mann in einem anderen Teile der Stadt wegen Bettelei festgenommen worden, und als man ihn näher betrachtete, fand man, daß seine Fingerabdrücke mit den auf jener Glasscheibe zurückgelassenen übereinstimmten. Man triumphierte in der Überzeugung, den langgesuchten Einbrecher endlich erwischt zu haben, aber man hatte sich zu früh gefreut. Der Verhaftete wehrte sich ganz energisch gegen die Beschuldigung und konnte in der Tat einwandfrei nachweisen, daß er zur Zeit des Einbruches gar nicht in London gewesen sei, also für die Ausübung der Tat gar nicht in Frage kommen konnte. Der Angeklagte mußte freigesprochen werden, weil die Übereinstimmung der Fingerabdrücke allein als nicht hinreichend zur Identifizierung angesehen werden konnte. Man glaubt es hier mit einer Art Fingerspitzen-Doppelgängertum zu tun zu haben. Sollte diese Annahme sich bestätigen, so würde dies eine starke Wertbeeinträchtigung des Fingerabdruck-Erkennungsverfahrens bedeuten, welches bekanntlich auf der Theorie beruht, daß nicht zwei Menschen in der Welt die gleichen Fingerlinien haben.

•

* **Der uralte Jazz?** Ein amerikanischer Archäologe, der in Mexiko Ausgrabungen machte, erklärt in der amerikanischen Fachpresse, daß er dabei Instrumente aufgefunden habe, die große Ähnlichkeit mit dem Saxophon der modernen Jazzband und den Klarinetten haben. Auch Trommeln wurden entdeckt, die ganz gut in ein modernes Orchester passen würden.

Verantwortlicher Redakteur: M. Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.